

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 24

Artikel: Thuri
Autor: M.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636738>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

im Uebungslager bei Wohlten" heraus, das in nicht weniger als 140 Paragraphen den ganzen Lagerbetrieb bis in die lächerlich kleinsten Details ordnete. Auch eine Sammlung von Soldatenliedern war extra auf den Anlaß erschienen.

Zur festgesetzten Zeit rückten die Truppen aus den Kantonen Bern, Zürich, Aargau, Luzern, Uri und Basel ein, eine Artillerie- und zwei Kavalleriekompagnien, 7 Infanteriebataillone, 5 Scharfschützenkompagnien und der Generalstab, insgesamt 2672 Mann. Ein „Schlachtenbummler“ schrieb im „Schweizerfreund“: „Das Lager fand ich in einer zur Uebung der Truppen zweckmäßig gewählten Gegend aufgeschlagen und militärisch geordnet. Für die höhern Offiziere waren die nötigen Hütten mit Brettern erbaut; solche waren auch den Marktendern gestattet worden; die übrigen Offiziere und die Mannschaft schliefen, wie es sein soll, unter Zelten. Die Hütte des Oberbefehlshabers war mit der eidgenössischen Fahne geschmückt.“ Die Eröffnung des Lagers, vom herrlichsten Wetter begünstigt, bot einen prachtvollen Anblick dar, und eine Menge Volk hatte sich versammelt, um Zeuge desselben zu sein.“ Im wohlverfahrenen und aufrechten „Schweizerboten“: „Der Einzug ins Lager, den das herrlichste Wetter begünstigte, war wahrhaft imponierend und rührend; links und rechts flatterten die Banner der Bataillons von den Höhen auf die Gefilde herab, wohin sie Jahrhunderte zuvor feindselige Neigungen geführt hatten, und wo sich heute alles in der fröhlichsten Stimmung begegnete.“

In einem Aufruf an die Soldaten rief die Aufsichtskommission den Wehrmännern zu: „Seid gehorham den Gesetzen Eures Vaterlandes und den Befehlen Eurer Obern; seid dankbar und zuvorkommend gegen die Einwohner, die Euch freundlich aufnehmen; seid Euch Freunde und Brüder, die ihr doch zum Schutze eines gemeinsamen Vaterlandes berufen seid. . . . Die Blicke des gesamten Vaterlandes, vielleicht auch der aufmerksame Forschungsgeist Eurer Nachbarn sind auf die Vereinigung gerichtet. . . .“

Um vier Uhr morgens war Tagwache. Sofort mußten die Soldaten antreten und Oberst Guiguer nahm die Inspektion ab, kommandierte einige Gewehrgriffe und ließ schließlich defilieren. Alsdann führten die Bataillone „während einigen Stunden verschiedene Schwenkungen und Manöver aus in Peloton- und Bataillonschule“. Diese scheinen im allgemeinen nicht befriedigt zu haben. Sowohl die Offiziere als auch die Mannschaften waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Mittags um 11 Uhr 30 Minuten war der große Wachaufzug, der stets eine Masse Volk heranlockte. Nachmittags war der großen Hitze wegen Ruhe, worauf abends nochmals exerziert wurde. „Nach acht Uhr durften nur noch Offiziere, welchen man billig bei größerer Freiheit größere Mäßigkeit zutraute“, ins Lager eingelassen werden. Zivillisten hatten keinen Zutritt. Bis um zehn Uhr konzertierten die beiden Bataillonsmusikern. „Wenn ihre letzten Töne verhallt waren, so wurde es allmählich still im Lager, und nach zehn Uhr war das geräuschvolle Leben des Tages verstummt. Der Mond und tausend Sterne beleuchteten dann das schöne Schauspiel unzähliger schimmernder Zelte, in welchen die Kriegshöhne schliefen. . . .“, schrieb ein Teilnehmer. Am 18. August stellte sich der eidgenössische Inspektor, Oberst von Sonnenberg, ein. Sonntag den 20. August 1820 war Ruhetag. Die Truppen befammelten sich in Paradeuniform, weißen Pantalons, zum Feldgottesdienste. Es fanden sich zur Besichtigung viele Tagelohnungsgehandte ein, ebenso natürlich eine Unmenge Volk. Das ganze Lager glich einem Jahrmarkte. Am 21. begannen die großen Manöver. Am 23. August 1820 vormittags fand die letzte große Revue statt. Nachher offerierte der Oberbefehlshaber allen Offizieren ein Abschiedsmahl, zu welchem er mehrere hundert Flaschen Brangins-Wein stiftete. Dann marschierten die Truppen heimwärts, stolz darauf, daß sie dem ersten eidgenössischen Truppenzusammenzug beiwohnen konnten. Dieser kostete übrigens, nebenbei bemerkt, 41,166 Franken, 3 Bagen, 9 Rappen.

In einem Zeitungsbericht über dieses Uebungslager, der sich außerordentlich begeistert ausspricht, haben wir die interessante Entdeckung gemacht, daß es schon damals Antimilitaristen gab. Wir vernehmen da, daß sich viele Leute über den Zeitverlust und den Aufwand ärgerten, betonten, daß wir ein kleines Volk seien, das keinen erfolgreichen Widerstand (?) leisten könne. Diesen Argumenten hebt der Berichterstatter entgegen: „Je fester der Glaube an einen kräftigen Widerstand, desto ruhiger können wir sein!“

So ließe sich auch von spätern Uebungslagern noch gar vieles berichten. Am ersten Uebungslager in Thun im Jahre 1826, das vom 15. bis 24. August stattfand, beteiligten sich 2300 Mann aus den Kantonen Bern, Luzern, Solothurn, Zug, Uri, Unterwalden, sowie Basel. Oberkommandierender war auch hier Oberst Guiguer von Brangins. Die großen Manöver wurden bei Wimmis als dem Schlüsselpunkt des Simmentals abgehalten. 1824 wurde darüber geklagt, daß die Bündner statt in blauen in grünen Röcken erschienen, daß die Appenzeller immer noch Säbel trugen. Die Regierung von Appenzell erklärte aber, daß dies „Volksfitt, ununterbrochene Uebung und Ehrgefühl des Volkes“ so verlangten und man von diesem alten Brauche nicht abgehen könne oder wolle. In einem Bericht über das Uebungslager in Schwarzenbach bei Wyl, Kanton St. Gallen, wird 1836 als Zeichen hervorragender Disziplin erwähnt, daß abends im Lager nicht mehr geschossen wurde. Gleichzeitig werden die Offiziere getadelt, daß sie bei schlechtem Wetter es vorzogen, in den Zelten zu bleiben, statt auszurücken wie die Mannschaft. Lebhafteste Kritik fand das Lager in Wohlten von 1828. Man dürfe dem Schweizerfeldaten keine Strapazen zumuten, er sei nicht in stande, solche zu ertragen. Zehn Jahre später wurde das Uebungslager in Sursee wegen Regenwetter in der letzten Stunde abgestellt, nachdem im Jahre vorher die Zuger Soldaten aus einem kantonalen Lager mit ihren Offizieren einfach fortgelaufen waren, weil es stark zu regnen anfang, alles, auch die Fahne, im Stiche lassend. Das nur einige kleine Beispiele aus der guten, alten Zeit.

Der Sonderbundskrieg von 1847 zeigte dann so recht das Ungenügende dieser militärischen Einrichtungen, trotz der kurzen Dauer, die er hatte. Das „Gesetz vom 5. Mai 1850 für die Organisation des Bundesheeres“ brachte viele bedeutende Neuerungen. Grundlegend aber war erst das Gesetz von 1874, das uns das Bundesheer brachte. —o.—

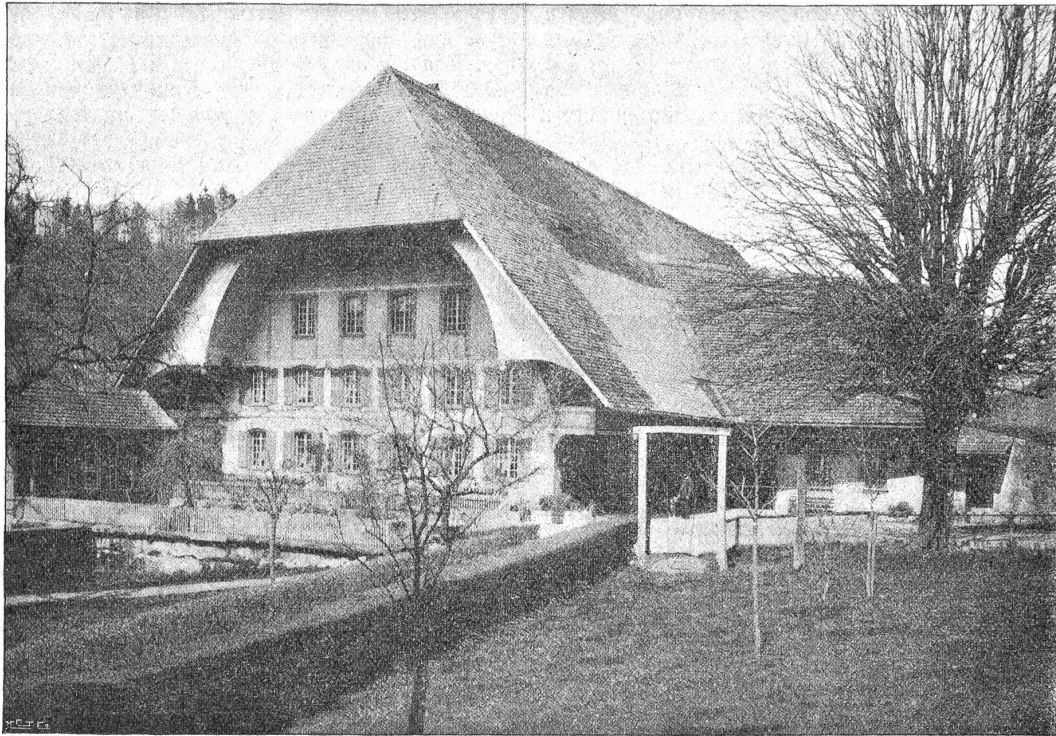
Quellen: „Schweizerfreund“ 1820, „Schweizerbote“ 1820 und ff., „Sinkend Bot-Kalender“ 1820—40, Zürcher Taschenbuch 1902, Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich und einige andere kleinere Publikationen.

Thuri.

Eine alltägliche Geschichte von M. R.

Frau Weber stand draußen an ihrem Waschbrett. Sie hatte heute einen arbeitsreichen Tag vor sich. Erst mußte sie ihre Wäsche beenden und dann wollte sie dem Mann auf ihrem Kartoffelacker helfen. Es war schon Mitte April, und nach verspäteter Kälte und Schnee hatte endlich gutes Wetter eingesezt. Da galt es sich zu beeilen mit dem Vorbereiten des Landes, damit die Kartoffeln nicht zu spät in die Erde kamen. Und noch manche andere Arbeit drängte. Frau Weber schlug kräftig und fast wie im Takt mit dem blauen Hemde des Mannes auf das Brett, so daß das lustige Klatschen weit durch die stille Morgenluft tönte.

Auf dem Wege spielte der Thuri, ihr zweieinhalbjähriger Bub. Der hatte heute ein neues Spielzeug, das ihn ganz beschäftigte. Der Peterli, der Bub der Nachbarn, hatte irgendwo eine Kartonschachtel gefunden, einen Bindfaden daran befestigt, sie erst selbst eine Weile als Wagen umhergezogen und sie dann dem Thuri überlassen. Denn der Peterli war sich plötzlich zu alt vorgekommen zu diesem Spiel — er hatte eine Beschäftigung gefunden, bei



Bauernhaus im Emmental.

der er sich fühlte wie ein Großer: da kam er gerade mit dem Mann der Frau Weber, welcher mit dem zweirädrigen Sauchkasten von seiner Matte zurückkehrte, und der Peterli lief hinterher und stieß und schob mit der ganzen Kraft seiner fünf Jahre. Nun fuhren sie um die Ecke des Hauses, um den Kasten von neuem zu füllen. Thuri hatte seine Schachtel stehen gelassen und war dem Vater entgegen-gelaufen. Er trippelte auch eilig mit auf die andere Seite des Hauses und stand dann ganz unbeweglich und schaute aufmerksam zu, wie der Vater den Karren neben die Grube stellte, den „Gohn“ mit dem langen Stiel nahm, tief mit ihm hinabfuhr, ihn wieder heraufhob und in den Kasten leerte. Thuris Augen folgten dem „Gohn“ auf und ab, bis der Kasten voll war und der Vater und der Peterli wieder mit ihm davonfuhr. „Gäll, Thuri,“ rief ihm der Vater zu, „nächstes Jahr kommst du mit aufs Mätteli, und bald bist du ein großer Bub und hilfst mir den Kasten schieben, grad wie der Peterli!“ Der Thuri lachte den Vater an mit seinen strahlenden Augen und lief noch ein paar Schritt hinter dem Wagen her. Dann sah er plötzlich seinen eigenen verlassenen Wagen stehn und kehrte eilig zu seinem Spiel zurück.

In Christen Webers Gesicht leuchtete noch der Widerschein vom Lachen seines Bubens, als er mit dem Wagen an den letzten Häusern des Dorfes vorüberfuhr und weiter die Straße hinunter seinem Landstüdt zu. Ja, der Thuri, das war ein prächtiger Bub! Groß war er für seine noch nicht drei Jahre und dabei mit kräftigen, festen Gliedern! Im nächsten Sommer würde er sicher schon mitlaufen zur Matte hinunter, und bald würde er bei der Arbeit helfen wollen. Vor einigen Tagen, als der Peterli in einem Tragkorb („Sutte“) Tannkries heimtrug und den Korb vor dem Hause abgestellt hatte, da hatte der Thuri versucht, ob er auch den Korb auf den Rücken nehmen könne. Das war freilich noch nicht gegangen — aber wenn er erst wirklich so weit war, bei der Arbeit helfen zu können, er würde sicher einer der stärksten Bubens im Dorf sein! Und geschickt war er auch. Der würde einen richtigen Begriff von jeder

Arbeit haben — wie hatte er jetzt eben schon aufmerksam zugeschaut beim Schöpfen der Sauche, mit so verständigen Augen! Und während Christen Weber nun unten auf der Matte angekommen war und begann, mit dem Gohn in weitem Schwung die regelmäßigen braunen Streifen über das grüne Gras zu gießen, da sah er immer wieder den Thuri vor sich, den Thuri, der im nächsten Sommer mit ihm kommen würde, wenn er zur Matte ging, oder den Thuri, der noch ein, zwei Jahre später ihre Geißen hüten würde und mit ihnen auf der Matte umherspringen, während der Vater nebenbei auf dem Kartoffelacker arbeitete; oder den Thuri, der noch einige Jahre später mit ihm zusammen arbeiten würde und dem Vater helfen, das Unland, das noch zu ihrem Grundstüdt gehörte, zum Pflanzland oder zu gutem Wiesenboden zu machen. Weiter und weiter gingen Christen Webers Gedanken in eine arbeitsfrohe, schöne Zukunft, und bei jedem Bilde, das er innerlich vor sich sah, war immer der Thuri im Mittelpunkt.

Der Thuri war unterdessen ganz mit seiner Schachtel beschäftigt. Er füllte Steinchen hinein und schichtete noch Hölzchen obenauf, wie er es vom Peterli gesehen, einen hohen, kunstreichen Bau, und dann zog er seinen Wagen vorsichtig auf dem Wege hin und her, rückwärts gehend, um besser darauf achten zu können, daß der hochgeladene Wagen nicht umfalle. Da stolperte er über einen Stein, der im Wege lag. „Gib Acht, Thuri, daß du nicht fällst!“ rief die Mutter. Aber er hatte das Gleichgewicht schon wieder gewonnen, lachte der Mutter zu und fuhr weiter, bis die Schachtel in ein Wagengleis geriet und das ganze Gebäude zusammenfiel. Aber das machte nichts; er begann sofort ein neues, noch höheres Fuder zu laden.

Frau Weber war unterdessen mit dem Waschen fertig geworden, nun mußte sie schnell mit der Wäsche zum Brunnen. Vorher lief sie in die Küche und legte noch ein paar Holzscheite ins Feuer, damit es nicht ausgehn sollte, während sie fort war. Dann ergriff sie die Holzbütte mit der Wäsche und machte sich auf den Weg. Einen schnellen Blick warf sie noch auf den Thuri. Der spielte ganz ruhig. Er

hatte wieder einen hohen Bau von Steinen und Hölzchen in seiner Schachtel geschichtet und brachte eben das Gefährt in Bewegung, wieder rückwärts gehend, den Blick auf die Schachtel gerichtet, mit vor Eifer glühenden Wangen. So sah ihn die Mutter — und sie wird dieses Bild in ihrem ganzen Leben nicht wieder vergessen.

In der Holzbütte, die die Frau Weber trug, lag oben auf ein blaugestreiftes Barchentkleidchen, das sie als letztes gewaschen. Das wollte sie dem Thuri am Sonntag anziehen und ihm das Spitzenkräglein dazu anlegen, welches die Großmutter zu Ostern für ihn geschickt hatte. Herzig würde er darin aussehen! Er war überhaupt ein schöner Bub, ihr Thuri, mit seinen blauen Augen und den runden roten Backen, so frisch und gesund! (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Wahlen.

Weniger als man erwartet, aber doch zahlenmäßig feststellbar, hat sich die Kluft zwischen den Extremen Deutschlands vertieft. Die Rechte und die Linke des neuen Reichstages nehmen eine zusammengeschmolzene Mitte unter ihre Mühlsteinwirkung und treiben, wenn sie die bisherige Politik weiterführen, einer Entscheidung der Gewalt entgegen, die hart auf hart gehen soll und die Diktatur eines der beiden Extreme bringen muß.

Frankreich, das im Zwange seiner Furcht und zerrissen von Wunden schicksalhaft bestimmt scheint, Deutschland dauernd zu quälen, hat allen Grund, dem Ende dieser Entwicklung besorgt entgegen zu sehen. Begreiflich, daß seine Presse von einem nervösen Ton beherrscht wird und betont, mehr denn je müßten die Alliierten zusammenhalten. Es ist sonderbar: Man freut sich in Paris, wenn die Sozialdemokraten eine Niederlage erleiden, wenn ihnen die Unabhängigen und Kommunisten 55 Sitze abnehmen, und doch bedeutet diese Niederlage eine Annäherung Deutschlands an den Bolschewismus. Man ist doppelt inkonsequent und merkt nicht, wie der Wahlsieg der Unabhängigen auch notwendig eine Verstärkung der Alldeutschen zur Folge haben muß, der bittersten Feinde Frankreichs.

Aber warum denn nicht? Die polnische Offensive, die zu neuen Siegen zwischen Düna und Beresina und bei Kiew geführt hat, wird dem Bolschewismus den Todesstoß verleihen, vorausgesetzt, daß er abgewirksam ist. Dann erfolgt die zaristische Reaktion, und Frankreich hat die Genugtuung, seine linksradikalen Freunde in Berlin gegen die Verbrüderung der Junker mit den tiesschwarzen östlichen Reaktionsären kämpfen zu sehen. Bis eines Tages auch die Diktatur der Junker in Berlin Tatsache wird und die ganze französische Kombination zum Teufel geht.

Man darf sich allerdings, um solche Gefühle zu begreifen, die Sache nicht aus der Ferne ansehen, sondern rein mit den Augen des französischen Egoismus; der rechnet mit den nächsten Tatsachen, und die sagen ihm, daß bisher in Deutschland alles, was nicht linksradikal war, Frankreich haßte, militaristisch dachte und aus dem Revanchegedanken kein Hehl machte. Dabei übersah Frankreich, wie viel gefährlicher der staatskriegsfeindliche, aber klassenkriegsbegeisterte Radikalismus seiner Ordnung, seinen Schuldforderungen und seinen Hoffnungen auf den Wiederaufbau des zerstörten Landes sei.

England findet in diesem verwickelten, zweifelhaften Spiel alle Angriffspunkte zur Beherrschung der Gegenseite und des Ganzen — im Namen des Völkerbundes. Im Grunde hofft es auf Verständigung, das heißt auf festere Eingliederung Deutschlands ins Kontinentalsystem gegen den Osten. Zwar brachten nun die Wahlen diese Verständigung nicht; sie mußten so ausfallen und bedeuten nur die Antwort auf Englands wirkliche Politik seit dem Friedensschluß. Aber obgleich Frankreich immer noch unentbehrlicher ist als Deutschland, achtet man doch mit einigem Mißbehagen auf

das Anwachsen der Extreme. Das Spiel der Kräfte ist eben doch ein wenig allzu widerpenstig und unbestimmbar.

London und Berlin stoßen sich stetig und gegenseitig ab. Die Verschiebung der Konferenz von Spa, erst bis zum 21. Juni, dann bis zum 1. Juli trug nicht dazu bei, die Mittelparteien, also die Freunde der Verständigung, im Wahlkampf zu stärken. Nun bildet der Wahlsieg der Extreme ein neues Hindernis für England, in Spa den französischen Drang nach Niederhaltung Berlins zu zügeln. In diesem Sinne kann sich Frankreich freuen.

Während England zuwartet, die Ereignisse laufen läßt, aber im Auge behält und nur da und dort einen notwendigen Eingriff tut, um Herr der Situation zu bleiben: Da durch heimliche Förderung der Polenoffensive, dort durch Ausrüstung von armenischen Freiwilligen, scheint sich in der gleichförmigen Entwicklung zuweilen ein neues Element zu bilden, eine neue Kombination der Interessengruppen vorzubereiten. Innerhalb der einzelnen nationalen Grenzen zunächst, aber manchmal über Ufer ins andere Land hinüberströmend!

Ganz schwach kündigt sich eine neue Parteibildung in Deutschland an: Eine Tendenz zur Radikalisierung ergreift die katholisch organisierten Arbeiter, so daß sich Spaltungen innerhalb der alten Zentrumsparterie vorzubereiten scheinen. Die „christliche Volkspartei“ zeichnet sich im Rahmen der alten katholischen Gruppe ab, und wenn auch nicht sofort, wie in Italien „schwarze Bolschewisten“ halb und halb an die Seite der roten treten, oder wenn es noch weit sein wird, bis Priester, wie in Bergamo, „in Lenins Sprache“ predigen werden, so gleiten doch verarmte Massen unter gutkatholischem Feldgeschrei hinüber ins Lager der Fortdennenden.

Die heutige Gruppierung der deutschen Parteien ist eine vorläufige, die sich sehr bald ändern könnte, wenn nämlich das Zentrum wirklich zerfiel. Heute geben die Zentrumsvertreter mit den Demokraten, den Deutschnationalen und der sehr verstärkten deutschen Volkspartei eine Mehrheit gegen die Sozialisten und Kommunisten. In der Radikalisierung der katholischen Arbeitermassen liegt also die einzige Möglichkeit einer linksgerichteten Parlamentsmehrheit; die Hälfte der Zentrumsstimmen könnte eine Mehrheit der Arbeitervertreter sichern.

Die Starrheit des Dogmas bei den Sozialdemokraten und die tief verankerte Religiosität stehen sich freilich heute als Gegner gegenüber. Die Sozialisten müßten schon lernen, mit Verbündeten zu paktieren, die mit andern Zungen, vielleicht gar salbungsvoll sprechen, und ihre Forderungen als Rechte um des Himmels und nicht um des Magens willen vertreten. Sie müßten auch einsehen, daß katholische Radikale niemals zu Abenteuer im Sinne Lenins zu gebrauchen seien. Dann entstände wirklich eine arbeitsfähige, reformfreundliche, radikal vorwärtsdrängende, dabei demokratische Linke, die wir geradezu als Hoffnung Europas ansehen müßten.

Wie weit entfernt sind wir von dieser Möglichkeit!

Die bisherigen Regierungsparteien besitzen keine Mehrheit mehr. Die Demokraten und Mehrheitler verloren gewaltig an Boden. Die Unabhängigen werden sich wohl weigern, mit dem jetzigen Zentrum zusammenzuspannen; ebenso werden sich die Mehrheitler hüten, an der Seite der Rechtsparteien die Verantwortung zu tragen. Die Unabhängigen werden also einen Sturz der Mehrheitler fördern und einer Rechtsregierung ans Ruder verhelfen. Unter einer solchen hoffen sie auf ein neues Anwachsen ihrer Reihen. — vielleicht wird dann der Riß im Zentrum reiß.

Und wenn sie es wagen sollten, an der Seite der Ebertleute und des Zentrums zu regieren — mit fast tödlicher Sicherheit würde der Kommunismus anwachsen — und der lang erwartete große Rechtsputsch in Erscheinung treten.

— kh —